



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter [www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)



Kai Wieland

# AMERIKA

Roman

Klett-Cotta

»Amerika« wurde durch ein Stipendium des Förderkreises  
deutscher Schriftsteller in Baden-Württemberg gefördert.

Klett-Cotta

[www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

© 2018 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: ANZINGER UND RASP

Kommunikation GmbH, München

Unter Verwendung einer Fotografie von © inkje/photocase

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von Friedrich Pustet

GmbH & Co. KG, Regensburg

ISBN 978-3-608-96261-1

## ANKUNFT

*Memory can change the shape of a room, it can change the color of a car. And memories can be distorted. They're just an interpretation, they're not a record, and they're irrelevant if you have the facts.*

Leonard Shelby – Memento

Tief im Schwäbischen Wald, fernab der Zivilisation selbst solch bescheidener Metropolen wie Backnang und Murrhardt, liegt ein kleines Dorf, in dem kaum noch einer wohnt. Dabei ist es ein Dorf mit einer einstmals passablen Infrastruktur. Auch heute noch gibt es eine Bushaltestelle, eine Schule und sogar ein Freibad, allerdings erfüllen sie alle nicht mehr ihren ursprünglichen Zweck, wie so vieles an diesem Ort. Das alte Schulgebäude zum Beispiel hat schon lange keine Schüler mehr gesehen, es wird lediglich dann und wann für eine der seltenen Begräbnisfeiern genutzt. Selten nicht deshalb, weil hier alle so lange leben, sondern ganz einfach, weil fast alle schon tot sind. Wahrscheinlich handelt es sich um den Ort mit den meisten Suizidfällen pro eintausend Einwohner in Deutschland, wenngleich hier noch niemals eintausend Menschen zur selben Zeit gelebt haben. Deshalb, oder vielleicht auch, weil hinter dem einen oder anderen Suizid ein Fragezeichen steht, taucht das Dorf in keiner derartigen Statistik auf. Kritische Ausschläge wer-

den eliminiert. Und die Kinder? Kinder werden geboren, aber sie verschwinden, und den Alten wird nicht gesagt, wohin.

An einem Tag, der so beginnt wie alle Tage, nämlich mit Nebel und dem Geschrei der Krähen, kommt ein junger Mann, ein Chronist, in dieses Dorf und erzählt den Alten von dem Buch, das er schreiben möchte. Er muss an vielen Fensterläden rütteln, bis er einen findet, der nicht glaubt, er wolle nur etwas verkaufen.

Wer durch den Rillingsweg oder den Erlenweg geht, dem fallen zwei Dinge auf. Erstens: Es gibt im Dorf nur diese beiden Straßen. Zwei Straßen und zwanzig Häuser, einige davon leerstehend, machen Rillingsbach zu einem guten Ort für einen Briefträger. Und zu einem schwierigen Ort für den Chronisten. Zweitens: Eine der beiden Straßen ist auch noch eine Sackgasse.

Ansonsten sieht man vor allem rissiges Fachwerk, geschlossene Fensterläden, rostiges Ackergerät, hohes Gras, leere Kaugummiautomaten und, wie der Chronist die Liste mit doppelter Unterstreichung beschließt, jede Menge Tristesse. Die Tatsache, dass es in vergangenen Tagen, als die Menschen noch Urlaub in der Region machten, auch ein Hotel gab, macht den Chronisten neugierig. Was könnte in einer Broschüre für das Naherholungsgebiet Rillingsbach gestanden, womit könnte es geworben haben? Was immer es war, offenbar geriet es über die Jahre in Vergessenheit, und aus dem Dreisternehotel wurde bald ein Zweisternehotel. Das brachte die Urlauber natürlich auch nicht zurück, also musste der Hotelbetrieb endgültig aufgegeben werden. Nur der Schankraum im Erdgeschoss blieb erhalten, zunächst als Vesperstube, dann als Vereinsheim für den örtlichen Kegelfclub und schließlich, und so ist es bis heute, als Kneipe.

Man kann nicht behaupten, dass sich Martha, die alte Boizerin, überarbeiten muss. Wer sich einmal in der Gegend befindet – obwohl sich natürlich die Frage stellt, was außer einem melancholischen Verlangen nach Einsamkeit einen Ortsfremden dorthin verschlagen könnte –, der sollte ihr unbedingt einen Besuch abstatten, bevor es zu spät ist. Nicht mehr viele Orte überdauern lange genug, um sich Attribute wie »rustikaler Charme« oder »uriges Ambiente« zu verdienen – redlich zu verdienen –, aber Marthas Kneipe, der *Schuppen*, gehört dazu. Und eine kleine, aber treue Stammkundschaft trägt daran einen maßgeblichen Anteil.

Der *Schuppen*, so viel weiß der Chronist bereits, wurde in den Zwanzigerjahren von Marthas Großvater auf drei Stockwerken errichtet und verfügte anfangs über einen Schankraum und acht identisch ausgestattete Zimmer mit Toilettentisch und Aussicht auf das unstete Wetter. Im Erdgeschoss schloss sich an den Schankraum eine kleine Bücherei an, mit gemütlichen Sitzmöbeln und einem Schallplattenspieler inklusive einer Auswahl an orchestraler Musik. In den Dreißigern feierte das Hotel seine Glanzzeit und erwarb sich in ganz Süddeutschland einen formidablen Ruf, ehe der Krieg den Höhenflug jäh beendete.

Etwas ist natürlich zu berücksichtigen, wenn sich der Chronist an dem hochgeschossenen, kunstvoll gestalteten Hotelgebäude verlustiert. Wenn er das einstmals kräftige Schwarz des Fachwerks hervorhebt oder die einstmals moderne Einrichtung, auch das junge, frische Publikum und überhaupt alles, was daran ist und vielleicht einmal daran war.

Wenn er die munter flirrenden Stimmen im Gastraum einfängt, sie sorgfältig protokolliert und ausbreitet, dann

tut er es stets so, wie ein Blinder ein Bild malt. Jemand beschreibt es ihm, er hört bloße Begriffe, roh, unvollkommen und ohne Zusammenhang. Er sammelt sie zunächst auf seiner Palette, reichert sie dort an mit allem, was er über sie zu wissen glaubt, bis sie den Farbton treffen, den seine Fantasie ihm vorgibt, und dann malt er das Bild, so bunt er es nur kann. Ein Bild, wohlgemerkt, keine Fotografie.

Heute, knapp sechs Jahrzehnte später, summt bloß noch die Kneipe im Erdgeschoss, während die beiden Wohnungen in den Etagen darüber im besten Falle für ein wenig Wäsche auf der Leine im Garten sorgen. Im ersten Stock, in vier exakt gleich großen Zimmern mit einem flauschigen roten Teppichbodenflur dazwischen, wohnt Martha. Sie residiert darin wie ein Gast und ist zugleich ihr eigenes Zimmermädchen.

Im Obergeschoss lebt Alfred, einer von Marthas treuen Stammgästen, und lässt ungerne Besuch herein. Der Chronist begegnet dem kleinen Mann mit den wässrigen Augen, der von Narben gezeichneten Nase und dem verwaschenen gelben Cappy im Gastraum, wo nur wenig Tageslicht durch die milchig gewordenen Fenster fällt und flirrende Punkte in die Falten der Spitzenvorhänge projiziert. Alfred hat es sich gleich dort bequem gemacht, auf der modrig müffelnden Eckbank, die sich um zwei wackelige Sperrholztischchen erstreckt. Oder vielleicht nicht gerade bequem gemacht, er sitzt steif und aufrecht wie in einem Wartezimmer, die Hände auf die Knie gestützt. Aus der Küche vernimmt der Chronist Marthas leises Summen und das Klirren von Gläsern, aber Alfred scheint ein wenig versunken. Mit gesenktem Blick richtet er sich immerzu die Hosenträger und interessiert sich nicht für den Chronisten, bis dieser sich selbstbewusst

zu ihm setzt. Dann aber ist es, als habe man eine verrostete Maschine geölt und in Gang gesetzt, und nach kürzester Zeit schwirrt dem Chronisten der Kopf von den vielen Namen, die ihm noch überhaupt nichts sagen.

Einer dieser Namen lautet Frieder, und der Chronist erkennt ihn sofort, als dieser den *Schuppen* betritt, denn Alfreds Beschreibung ist verblüffend akkurat, womöglich hat er Frieders markante Erscheinung schon mehr als einmal in Worte gefasst. Sehr groß ist er, etwas steif und schwerfällig, wie er so zum Tresen tritt, aber mit durchgestreckten Schultern und einer kämpferisch vorgeschobenen Unterlippe. Ein prüfender Blick, in dem schon per se eine Anklage zu liegen scheint, heftet sich am Chronisten fest, der sich nun eilig erhebt und vorstellig wird. Er streckt Frieder die Hand entgegen, aber dieser lässt ihn erst mal zappeln und rollt wortlos seine Zigarette, sodass der Chronist etwas Zeit hat, den Blick schweifen zu lassen.

Die gesamte Mitte des Raumes nimmt ein großer, runder Tisch aus dunkler Eiche ein. Acht Personen haben an ihm Platz, es ist ein Stammtisch, ideal zum Gaigeln und, den Kratzern und Kerben nach zu urteilen, auch für andere Formen des Glücksspiels geeignet. Den Tresen säumen dreibeinige Barhocker von unterschiedlicher Machart und aus unterschiedlichen Jahrzehnten. Eine Chronik aus Holz.

Auf einem unter der Last ächzenden Teil dieser Chronik sitzt jetzt Frieder, zündet die Zigarette an und schüttelt seinem jungen Gegenüber endlich die Hand. Die Lippe ist noch immer vorgeschoben, das scheint wohl obligatorisch zu sein, aber die anfängliche Feindseligkeit verfliegt, wenngleich eine offenkundige und sehr reale Skepsis zurückbleibt.

Der Chronist schätzt Menschen, die Schilder um den Hals

tragen, deshalb ist er hergekommen. Kein melancholisches Verlangen nach Einsamkeit ist es, das ihn leitet, sondern er hat Geschichten gehört. Vielleicht sind es Gerüchte, vielleicht schlechte Träume, man erzählt sie sich im Stillen unter fernen Verwandten. Man munkelt von diesem Ort, von seinen Bewohnern, von den Wurzeln und den Trieben. Von den Maibäumen im Mai, den Junikäfern im Juni und dem schweigsamen Nicken über den Gartenzaun hinweg, wenn an Feiertagen fremde Spaziergänger blind durch den Ort ziehen, einer Raute oder einem Ahornblatt folgend. Man erzählt sich eine Menge unter fernen Verwandten. Der Chronist fühlt sich den Menschen verbunden und den Geschichten verpflichtet. Es ist nur ein Dorf unter vielen, und auch er ist nur ein Chronist unter Tausenden, aber er vermisst, was vermessen werden muss.

Warum nur gibt es in diesem Dorf kein Archiv, fragt er sich, warum keine Historie? Es spornt ihn an, er will mehr erfahren, will den blinden Fleck kartografieren. Der Chronist, er ist seinem Naturell nach siegesgewiss und pedantisch. Er will mit ihnen sprechen, diesen Menschen, und er will ihnen wieder die Schilder um die Hälse legen.

Frieder seinerseits weiß auch zwei oder drei Dinge über Schilder, aber das heißt noch lange nicht, dass er dem Chronisten vertraut. Überhaupt wird Letzterem schnell klar, dass Frieder ihn vorrangig als Stichwortgeber akzeptiert und das Bedürfnis hat, ihn zu korrigieren, sogar wenn er eigentlich derselben Meinung ist. Als der Chronist bemerkt, dass die Straße durch den Ort in einem erbarmungswürdigen Zustand sei, widerspricht Frieder und schimpft anschließend selbst darüber. Die Straße ist in der Tat schlecht, aber der Chronist liegt trotzdem falsch.

Natürlich hat der Chronist auf ein paar Quellen mehr gehofft, aber voll wird es im *Schippen* nur nach Beerdigungen und während der Fußballweltmeisterschaft. In der restlichen Zeit fangen vergilbte Fotografien und rissige alte Poster von Robert Schlienzen und Willi Entenmann den Staub, während ein zerrupftes, rostrotes Fell unklaren Ursprungs an ein wilderes Schwabenland erinnert. Über dem Tresen hängt eine ausgebleichte amerikanische Flagge, doch ohne Wind wirkt sie beinahe scheu. Das Bild ist getrübt, findet der Chronist, als litte hier ein ganzes Dorf an der Katarakt.

Bei aller Schilderung des Verfalls wäre es allerdings falsch, anzunehmen, Rillingsbach sei zu irgendeinem Zeitpunkt ein blühendes und anziehendes Zentrum des lokalen gesellschaftlichen Lebens gewesen. Schon immer ein abgelegenes Provinznest, kamen – von den wenigen Touristen abgesehen, die sich ohnehin meist außerhalb des Dorfes aufhielten, im Rillingsbacher Weiher badeten oder die endlosen Waldwege entlangwanderten – schon damals kaum Leute in den Ort, die *nicht von hier* waren. Die Behauptung, das Dorf sei nach und nach verfallen, lässt sich zwar nicht ganz von der Hand weisen, ebenso berechtigt wäre aber der Schluss, es habe sich lediglich seinen Charakter bewahrt.

Mit Martha kann man diese Frage kaum diskutieren, schließlich ist sie immer hier gewesen. Sie würde die Veränderungen nur dann bemerken, wenn sie auf die entsetzlich dumme Idee käme, heute und damals zu vergleichen. Sie wuchs als jüngstes Kind gemeinsam mit ihren Brüdern Heinz und Erhardt in Rillingsbach auf und hat ihr Elternhaus, den *Schippen*, nie verlassen. Einige im Dorf behaupten sogar, sie habe sich in ihrem ganzen Leben nur ein einziges Mal außerhalb der Markung Rillingsbach aufgehalten, und

zwar am Tage ihrer Geburt im Murrhardter Krankenhaus. Sie hat miterlebt, wie aus dem Dreisternehotel das Zweisternehotel wurde, dann die Vesperstube und das Vereinsheim. Den letzten, ohnehin nicht mehr allzu großen Schritt hin zur Kneipe hat sie selbst vollzogen. Wer sein Leben lang nur den wirtschaftlichen Abstieg kennt und es gewohnt ist, in regelmäßigen Abständen die Ansprüche herunterzuschrauben, der verliert naturgemäß das Vertrauen in den eigenen Riecher und wählt den Weg des geringsten Widerstands. Dieser Weg schrieb Martha vor, unverheiratet und kinderlos zu bleiben und überhaupt Veränderungen nur im Rahmen des absolut Notwendigen zuzulassen. Infolgedessen weiß Martha über sich selbst zunächst nicht viel mehr zu sagen, als dass sie ihr Leben lang Getränke ausschenkte und einer Generation von Rillingsbachern nach der anderen an den Tisch trug. Ob sie dabei wie zu Anfang im Schankraum eines Dreisternehotels stand oder wie heute in einer Kneipe, scheint auf den ersten Blick höchstens dokumentarische Bedeutung zu haben. Auf den zweiten aber, sofern man gewillt ist, diesen Blick zu tun, vielleicht auch eine Spur von Symbolik, und zwar für den fatalen Lauf der Dinge im Dorf. Dass Martha nicht viel über sich zu sagen hat, bedeutet nämlich keineswegs, dass es nichts zu erzählen gäbe.

Als sich die Tür hinter dem Chronisten erneut öffnet, ist er überrascht, eine Frau mit schnell trippelnden Füßen auf hohen Absätzen hereinwirbeln zu sehen. Noch überraschter scheint die Dame aber selbst zu sein, einen jungen Chronisten anzutreffen, und ohne ein Wort der Begrüßung eilt sie zu diesem hinüber und lässt sich neben ihm auf dem Barhocker nieder. Ihre Kleidung und die wuselige Art, mit der sie sich bewegt, diese kleinen, huschenden Gesten, verleihen ihrer

Erscheinung etwas Jugendliches, wäre da nicht das eingefallene Gesicht und die poröse Haut, an Hals und den freiliegenden Schultern von braunen Flecken gesprenkelt. Der Chronist ist hin- und hergerissen und hält sie für eine Frau, die man besser nicht nach der Anzahl ihrer Lebensjahre fragt, weil man die Antwort in jedem Fall nur schwer verdauen könnte. Er versucht stattdessen, ihr seine Anwesenheit zu erläutern, aber es kümmert sie nicht, was er hier tut oder woher er kommt. Sie will mit ihm trinken und rauchen und lachen, und mehr braucht es gar nicht als Daseinsberechtigung.

Auch Alfred erhebt sich nun und kommt zum Tresen geschlichen, wo er neben Hilde Platz nimmt. Martha stellt zwei Gläser Bier vor den Männern auf die Theke und ein Glas Jacky Cola vor Hilde, der Chronist bekommt eine Fanta. Selbst wenn er Hilde damit verärgert, er ist schließlich nicht zum Saufen hergekommen.

Ohne durchzuzählen, ist klar, dass keine weiteren Gäste erwartet werden, also fängt der Chronist an zu sondieren. Sie sind ihm schon jetzt sympathisch, diese Alten, und er hat ein gutes Gefühl, was die Chronik betrifft. Alfred aus dem Obergeschoss, dreiundachtzig Jahre alt und trotzdem nie gelernt, den Mund zu halten. Lektionen gab es genug. Hilde, die Wilde. Hilde, die Junge. Frieder, der dem Vater so gleicht. Jeder könnte hier etwas über den anderen sagen und tut es auch, an diesem Ort, an dem jeder jeden kennt, niemand kommt und keiner jemals geht. Und dann fragt der Chronist, wie es früher war. Misstrauen, Unverständnis, Spott. Sie erzählen schon, aber dieses und jenes, hier etwas dazu, da etwas weg. Die Alten sind vorsichtig geworden.

Normalerweise beginnt man eine Erzählung an ihrem

Anfang. In diesem Fall ist das kaum möglich, denn woran erkennt man den Anfang einer Erinnerung, die einem gar nicht gehört?

Schon die Gründung Rillingsbachs fällt ins Dunkel der Geschichte. Als gesichert gilt lediglich, dass die Ortschaft nach dem durchfließenden, schmalen Bächlein benannt wurde und nicht etwa umgekehrt. Das muss notwendigerweise so gewesen sein, da der Name Rillingsbach dem nahen Rillingsweiher entliehen wurde, in welchen dieser mündet. Namensgebend für den Weiher wiederum war, von Linguisten zweifelsfrei nachgewiesen, der Rietling. Der Strom entspringt im Süden, in der Nähe von Schorndorf, und passiert die Region im wenige Kilometer entfernt gelegenen Ort Rietstetten, wo er im Frühjahr häufig Überschwemmungen verursacht. Kurz und gut, die Namensgebung muss ausgehend vom Rietling, dem großen Strom, über den Rillingsweiher und den Rillingsbach hin zum Namen des Dorfes erfolgt sein.

Das Interesse der Rillingsbacher, und nebenbei gesagt auch das des Chronisten, an derlei Fachgeplänkel hält sich in Grenzen. Alfred oder Hilde kann man damit weder in Staunen versetzen noch einen Willi aus den Rippen leiern. Außerdem bliebe, wenn man sich schon damit beschäftigt, da ja noch immer die Frage nach dem Namensursprung des Rietlings, und wo soll das enden?

Das kollektive Gedächtnis des Dorfes umfasst aufgrund des Mangels an einem Archiv und der Abwesenheit eines ambitionierten, an Fakten orientierten Chronisten nur etwa drei Generationen, alles davor ist Fabel und Sage. Dabei stellt sich die berechtigte Frage, wie lückenlos eine solche Erinnerung überhaupt ist und wie geeignet als Grundlage für die

Chronik eines Dorfes. Auf der anderen Seite: Wie lückenlos ist ein Archiv voller Ordner und Blätter, und sei es noch so sorgfältig geführt? Erinnert sich ein Archiv an die bunten Tage im Herbst, als Alfreds neuer Alfa Romeo erstmals in den Erlenweg einbog und die gefallenen Blätter durch die feuchte, schwere Luft wirbelte? Hat ein Archiv noch den kreischenden Gesang der Sirenen im Ohr und den grauenhaften Lärm, als eine Bombe der Royal Air Force krachend in die Scheune der Familie Winkler einschlug? Kann ein Stammbuch, eine Urkunde oder selbst eine Fotografie diese Dinge begreiflich machen? Kann ein Archiv die Augen schließen und sich noch einmal vorstellen, wie Erhard Tränen über die Wangen kullerten vor Lachen, als Heinz beim Eselreiten in die Büsche galoppierte?

Das jedenfalls sind die Dinge, an die man sich im *Schippen* erinnert, wenn einer danach fragt, wie es hier früher gewesen ist. Und ob der Esel nun haselnussbraun war oder doch eher grau, ob Erhard wirklich sechsmal in die Brombeersträucher fiel oder bloß zweimal, was macht das schon? Der Chronist interessiert sich nicht für Details, er sucht Tendenzen und Muster. Er fragt vor allem nach den unschönen Geschichten, den schmutzigen, denen mit Schuss. Da werden sie im *Schippen* misstrauisch, still und wortkarg, und packen die bunten Geschichten ganz schnell wieder ein.

Die Bewohner von Rillingsbach waren es immer selbst, die einander das Leben füllten. Für die meisten ist das Dorf alles, was sie je gekannt haben, und wenn man Martha fragt, so waren sie alle gute Menschen, egal, was passiert ist. Das heißt allerdings nicht, dass man die anderen Geschichten nicht zu hören bekommt. Es heißt nur, dass man anders nach ihnen fragen muss.

## KAPITEL 1

*Das episodische Gedächtnis ermöglicht den Abruf vergangener Erfahrungen, die in einer bestimmten Situation zu einem bestimmten Zeitpunkt gebildet wurden. Es ist zur mentalen Zeitreise sowohl in die Vergangenheit als auch in die Zukunft fähig.*

Endel Tulving

*Eine Zeitreise sowohl in die Vergangenheit als auch in die Zukunft.*

Ein neuer Versuch. Wo beginnt man die Geschichte einer Dorferinnerung, wenn man kein Teil derselben ist? Vielleicht bei den Menschen, die den Zugang gewähren. Zum Beispiel bei Martha. Sie steht hinter dem Tresen, wäscht die Gläser oder macht sie wieder voll, und der Chronist sitzt erwartungsvoll vor seinem Bier und hofft auf offene Wunden.

Martha, dünnes graues Haar, aufgesteckt zu einem Dutt, trotz ihres Alters noch gute Augen, jeden Tag ein Kreuzworträtsel, ein aufrechter Gang, da rutscht nichts vom Tablett, eine feine, aber immer etwas zu leise Stimme, insgesamt dreimal in Lebensgefahr. Das erste Mal am Tag ihrer Geburt, als sie ihrer Mutter, der Anna, so große Mühe bereitete. Bald darauf musste Anna dann auch gehen, so viel Kraft hatte dieses quere Kind sie gekostet. Und da fällt der Groschen, warum Martha nicht auch noch einen Ehemann in ihrem

Leben brauchte, wo es doch schon drei Männer in der Familie gab, die sie ganz allein versorgen musste.

Das zweite Mal an jenem Tag, an dem Teile der Winklerscheune mit Getöse durch die Winternacht stoben und auf das Dorf niederregneten. Nicht Hunde und Katzen, aber Holz und Blut und Rindfleisch und Bomben hagelte es. Die Lebensgefahr hatte Martha aber nicht exklusiv, alle zitterten damals gleichermaßen in ihren Kellern, während sie den Schlägen auf den Dächern lauschten.

Beim dritten Mal ging es um Erwin. Um den kommt man nicht herum, wenn man im *Schippen* über die Vergangenheit spricht. Je nachdem, wen man fragt, war Erwin ein Unmensch oder ein Psychopath. In beiden Fällen hätte man ihn wohl nicht unbedingt mit einem Kind allein lassen sollen.

Wenn er möglicherweise schon vor dem Krieg ein wenig eigen war und zum Jähzorn neigte, Charakterzüge, die er allerdings mit vielen Rillingsbachern teilte, so kam er vollends durchgeknallt aus der Kriegsgefangenschaft zurück. Was genau er in den Jahren zuvor erlebt hatte, wusste man nicht, schon weil keiner danach fragte. Anders als sein besonnener Bruder Hans hatte Erwin auch niemals Briefe geschrieben, sodass selbst seine Eltern nicht wussten, wo er kämpfte und ob er überhaupt noch lebte.

Andererseits ist die Idee, der Krieg habe ihn zu einem unberechenbaren Gewaltmenschen gemacht, nur eine Theorie. Es ist durchaus möglich, dass diese Entwicklung von Anfang an unvermeidlich gewesen war, ganz gleich, unter welchen Umständen. Er hatte etwas in seinem Kopf, dass da nicht hingehörte, aber nach und nach aufging und sich an die Oberfläche arbeitete wie ein Kartoffeltrieb, der zum Licht strebt und, sofern welches da ist, es auch findet. Schon seit

der Kindheit war er seinen Mitmenschen nicht geheimer, das galt sogar für seine eigene Mutter. Er tat Dinge, für die an einem Ort wie Rillingsbach kein Platz war.

Die Freude seiner Eltern, als endlich einer der beiden Söhne aus dem Krieg zurückkehrte, war verhalten. Es war kein Geheimnis, dass sie lieber Hans in die Arme geschlossen hätten, und wenn sie nicht schon am Tag von Erwins Rückkehr so dachten, dann war es einige Zeit später mit Sicherheit der Fall.

Während der ersten Wochen in der Heimat machte Erwin den Menschen so viel Ärger wie ein verregneter Sommer. Er stahl Hühner und Werkzeuge, ersäufte Hundewelpen und zündelte, bis es den Leuten irgendwann mulmig wurde, zu Bett zu gehen. Jemand hielt es für eine gute Idee, ihn zum Kopfschlächter auszubilden. Mit diesem Beruf, den mehr oder weniger die Hälfte der männlichen Dorfbewohner ausübte, hoffte man, ihm eine Arbeit gegeben zu haben, bei der er seine Verrücktheiten ausleben und die restliche Zeit ein halbwegs erträgliches Gemeindemitglied sein konnte. Diese Rechnung ging nur teilweise auf.

Unter all den Kopfschlächtern war er nämlich der Einzige, der seine Messer mit in den *Schuppen* brachte und zu den unmöglichsten Gelegenheiten vorzeigte. Er führte sie so selbstverständlich mit sich, als wären es angeborene Gliedmaßen. Während er in der einen Sekunde noch vollkommen ruhig am Stammtisch saß und mit regungsloser Miene in seine Karten starrte, konnte er schon im nächsten Moment seinen Ausbeiner hervorziehen und ihn vor Martha in den Tisch rammen, wenn sie ihm sein *Daumenschorle* hinstellte, ohne dabei ihren Daumen, wie von ihm gefordert, ins Glas zu tunken. Eine filmreife Vorstellung war auch, wie Er-

win am Sonntagmorgen vor der Kirche saß und die Messer wetzte, dabei leise ein Kinderliedchen summt und Pfarrer Holz knecht sein breitestes Grinsen schenkte. Eine Zeit lang rätselten die Leute, wen er damit wohl verärgern oder herausfordern wollte. Aber zuletzt fand man sich damit ab, dass es eben diese Art von Wahnsinn war, die Erwin ausmachte, und in gewisser Weise musste man Gott wohl auch dafür dankbar sein. Von innen gesehen hat Erwin die Kirche allerdings nie.

Später, als sie es sich trauen konnte, behauptete seine Gattin Elisabeth, dass er vor dem Schlafengehen sogar ein Messer unter die Matratze geschoben habe. Und manchmal, wenn sie nachts aufwachte, konnte sie hören, wie er in die Bettpfosten schnitzte.

»Erwin, was hast du denn da am Bettpfosten zu schaffen?«, fragte sie ihn dann ängstlich, woraufhin er meistens nicht antwortete. Manchmal aber antwortete er doch und murmelte etwas, wie: »Was fragst du so blöd. So blöd haben sie auch mal den Heinrich gefragt. Frag nur weiter so blöd, wie die Anna und die Katharina, am Ende hat es noch jede gelernt«, oder: »Ich hab am Sonntag wieder den Teufel gesehen, der ist hier im Dorf unterwegs, sitzt vor der Kirche und lacht wie ein verrücktes Rind. Kannst den ja mal fragen nach seinem Werk, vielleicht weiß der dir Antwort, wenn du es dann noch wissen willst.« Wenn er solche Dinge sagte, ließ man ihn besser weiter schnitzen.

Elisabeth hatte er aus Cornwall mitgebracht. Sie war die Tochter eines emigrierten deutschen Arztes und einer Engländerin, und warum sie sich ausgerechnet auf Erwin eingelassen hatte, dieses schöne, grünäugige Kind, ist Stoff für Legenden. Vielleicht war sie einfach nur eine Art Beute. Seine

persönliche Garantie dafür, dass dieser Krieg nicht ganz vergebens gewesen war, obwohl ihn die Politik und das Leben im Grunde gar nicht besonders zu beschäftigen schienen. Nach allem, was man wusste, kannte er kein Bedauern.

Erwins Eltern starben beide im Dezember 1946, nur wenige Monate nach seiner Heimkehr. Zu Weihnachten in jenem Jahr besaßen Elisabeth und er plötzlich einen eigenen Hof, acht Rinder, einige Schweine, einen Stall Hühner, zwei Hektar Ackerland und sechzig Ar mit Streuobstwiesen, sowie jede Menge Platz, um eine glückliche Familie zu gründen. Das sind Hildes Worte, doch dem Chronisten entgeht nicht, dass Martha sie mit einem Kopfschütteln quittiert, dessen Botschaft er noch nicht ganz greifen kann.

*Eine glückliche Familie zu gründen.*

Der Chronist verzichtet darauf, zu dokumentieren, wie diese Worte unerwidert im Raum schweben, der Moment ist auf ganz und gar vollkommene Weise unangenehm. Der Regen trommelt leise, aber aufdringlich genug gegen das Fenster, um das Schweigen ins Rampenlicht zu zerren, und irgendwelche Füße scharren verlegen über den Boden. Man könnte es glatt für einen Scherz halten, positiv ausgedrückt, oder für Geschichtsverfälschung.

Es zwickt die Rillingsbacher, man kann es spüren. Es zwickt sie, wenn sie versuchen zu verstehen, wie ein durch und durch schlechter Mensch wie Erwin so unverdient viel Glück haben und doch so undankbar wenig daraus machen konnte.

Hätte man Erwin gefragt, ob diese Dinge für ihn Glück bedeuteten, wäre die Antwort möglicherweise eine andere gewesen. Des einen Glück, des andern Strick. Aber daran hatten sich die Menschen gewöhnt. Er sagte nur sehr selten etwas,

mit dem man vorbehaltlos einverstanden sein konnte, ohne sich wenigstens im Stillen seinen Teil dazu zu denken. Außer Elisabeth hielt es keiner lange bei ihm aus, und selbst sie schien immer ein bisschen auf der Flucht zu sein.

Sogar Männer, die etwas darstellten im Dorf, Männer wie Gottlob, der Schippenwirt, und Frieders Vater Wilhelm, wahrten vorsichtshalber Abstand. Ein einziges Mal geriet Wilhelm mit ihm aneinander, genau hier, im Schankraum des *Schippen*. Jeder erinnert sich, selbst jene, die gar nicht dabei waren. Damals saßen sie am Tresen, so wie heute auch der Chronist, nur die Stühle waren weniger fleckig und keine Radiomusik zu hören. Erwin hockte dort, wo Hilde nun sitzt, und Wilhelm dort, wo Frieder sitzt. Ein Bild, keine Fotografie. Hotelgäste waren, wie so oft in jenen Tagen, keine zugegen, nur die Kopfschlächter tranken in dieser Nacht, und so kam es, dass Wilhelm sang. Gottlob hatte ihn einmal darum gebeten, das in seiner Schenke doch bleiben zu lassen, solange Gäste da waren, aber jetzt stimmte Wilhelm, der es gewohnt war, dass man ihn hörte, mit feierlicher Stimme an: »Ob's stürmt oder schneit, ob die Sonne uns lacht.« Schnell war der Chor auf fünf, sechs, sieben Männerstimmen angeschwollen, da schrie Erwin, der etwas abseits am anderen Ende der Theke saß, lauter als sie alle zusammen:

»Linzner!«

Da war aber Ruhe. Wilhelm, groß und mit Bauch, schätzte es gar nicht, wenn man ihn unterbrach, noch dazu so unziemlich beim kameradschaftlichen Gesang. Lange hatte das keiner gewagt. Doch anders als die meisten Rillingsbacher empfand Wilhelm gegenüber Erwin nicht nur Beklemmung und Unverständnis, sondern auch ein Gefühl, das irgendwo zwischen Respekt und Brüderlichkeit angesiedelt war. Sie

hatten an unterschiedlichen Fronten gekämpft, der eine innen, der andere außen, aber auf derselben Seite gestanden. Sie waren vom selben Schlag, aus demselben wettergegerbten, unverwüstlichen Holz, auch Wilhelm hatte die Heimat verteidigt. Aus diesem Grund wollte er ausnahmsweise einmal fünf gerade sein lassen. Er konnte ja nicht ahnen, dass Erwin noch gar nicht fertig war.

»Wo hat's denn gestürmt, Linzner? Und geschneit? In der Scheune, auf dem Heuboden? Oder in der *Sonne-Post* unten in Murrhardt, beim Schorle Saufen und Kameraden Bespitzeln, hat es da vielleicht geschneit?«

Und plötzlich war die Ruhe wieder davon, gewissermaßen von der Unruhe vertrieben. Nervöse Blicke nach links und rechts, keiner hatte Lust auf das, was nun zwangsläufig folgen musste. Niemand mag Unruhestifter, am wenigsten dann, wenn es gerade gemütlich zugeht. Um der Ruhe willen kann man doch auch einmal zurückstecken, kann man jemanden mal ein bisschen Unsinn quasseln oder eben sein Liedchen singen lassen, es geht doch vorbei, und am Ende bleibt alles beim Alten. Nicht in fünfzehn Jahren hatte jemand so etwas zu Wilhelm gesagt, nicht immer nur um des Friedens willen, aber unter anderem. Erwin brauchte man mit so einem Argument freilich gar nicht erst zu kommen, denn Ruhe war für ihn kein Wert. Wilhelm war zunächst sprachlos, sammelte sich dann aber und setzte zur Predigt an.

»Hör mir jetzt mal gut zu, Junge. Du warst an der Front, schön und gut. Aber vergiss mal nicht, die SS ...«

Da schlug Erwin mit der Faust auf den Tresen, dass hundert Gläser schwankten und wackelten, und das Klirren ließ Gottlob Böses ahnen. Er sah schicksalsergeben nach oben

zur Vitrine, in Erwartung eines Scherbenregens. Aber das war der Teil des Abends, an dem sie alle Glück hatten.

»Willst du mir von der Schisstaffel erzählen, Linzner? Willst du mir was vom Krieg erzählen? Willst mir hier ein Liedchen trällern? Der Gottlob darf mir was erzählen, der war wenigstens an der Front. Aber was hat dein Verein denn gemacht? Hinter der Ostfront Dörfer angezündet und Weiber erschossen, im besten Fall. Dir muss doch zuerst mal einer beibringen, was Krieg bedeutet. Ich kann dir erklären, was das ist. Ich kann's dir auch zeigen, gleich hier, gleich draußen vor der Tür. Komm nur mit, dann schlag ich deine Zähne einzeln in den Maibaum, gleich unter die Ami-Flagge. Schöne Helden seid ihr gewesen, du und dein Trupp, drei Wochen hat sie gehangen, bis der Gottlob sie runtergenommen hat. Komm du mir noch mal mit Schnee und Sturm, dann schneid ich dir den Meckel rund, Herr *Oberscharführer*.«

So war Erwin, explosiv wie ein Minenfeld und ebenso unberechenbar. Wilhelm jedenfalls sang danach keine Lieder mehr im *Schippen*, und Gottlob räumte die Gläser in eine Vitrine in Bodennähe.

Erwins Anwesenheit war in der Regel mit Ärger verbunden. Was zum Teufel tat Martha also allein mit ihm im Schlachtraum? Sie weiß es nicht mehr und kann es sich auch nicht erklären. Sie mochte ihn eigentlich nicht besonders, wie sie mit einem vorsichtigen Seitenblick auf Hilde zugibt, fand ihn grob und unheimlich. Vielleicht hing es damit zusammen, dass es so ein heißer Tag war, denn im Schlachtraum war es kühl. Sie lag an solchen Tagen gerne auf den kalten, weißen Kacheln und blätterte durch ein Bilderbuch oder spielte mit der Puppe, die ihr Anna hinterlassen hatte.

An diesem Tag auch? Falls ja, ist die Erinnerung daran ver-

blasst gegenüber dem, was danach geschah. Immer, wenn sie sich zu erinnern versucht, ist Erwin schon da. Hinter ihr, über sie gebeugt, sein warmer Atem in ihrem Nacken, stoßweise und schnaubend wie der eines Stiers. Wie er sie anstarrte, als sie sich umdrehte. Er war kein hässlicher Mann. Bei dieser Bemerkung gluckst Hilde leise auf. Unbeirrt fährt Martha fort. Nein, überhaupt kein hässlicher Mann. Groß, stark, dunkles Haar und schwarze Augen. Narben an den Handgelenken. Als er aber von ihr verlangte, ihr Kleidchen auszuziehen, weigerte sie sich. Nicht aus Empörung oder Entsetzen, sondern einfach, weil sie keine Lust dazu hatte.

Erwin stand vor ihr wie ein unbezwingbarer Berg, ein Berg mit braunen Hosenträgern, die ihm links und rechts von der Hüfte baumelten. Mit seiner riesigen Pranke – wieder bemerkte sie die Narben – strich er ihr über das Haar, hob einen der Zöpfe an und betrachtete ihn nachdenklich. Mit Nachdruck und in seiner ihm eigenen Art zu sprechen, schleppend, sich beinahe verschluckend, wiederholte er seine Aufforderung. Er kam näher, roch nach Arbeit, roch nach dem Blut unschuldiger Tiere. Sie wich zurück und spürte dabei die kalten Kacheln an ihren nackten Waden. Erwin streckte wieder die Hand aus, wieder zu ihren Haaren, wieder zu ihren Zöpfen. Martha zuckte nach links, zuckte nach rechts, zuckte nach links, und die langen Flechtzöpfe flogen ihr dabei um das Köpfchen. Da packte Erwin ebenjenes mit einer ruckartigen Bewegung, als finge er eine Stubenfliege, und schloss es zwischen seinen rauen Händen ein wie in einen Schraubstock. Vor Wut oder Anstrengung zitternd, begann er, langsam zuzudrücken. Ein unvorstellbarer Druck verdrängte alle Gedanken aus Marthas Kopf. Beinahe konnte sie hören, wie ihre Wangenknochen ächz-

ten, und vor lauter Panik schaffte sie es nicht, ihre Augen zu schließen. Wild wie ein Eber sah Erwin aus, und er presste geifernd und spuckend abgehackte Worte hervor:

*»I ... schneid dir ... d'Nas ... und ... d'Ohra ... vom Schädel ... und schmeiß dich in ... dr Weiher ... wie an Welp!«*

Und in diesem Moment, mitten hinein in die vibrierende Stille ihrer entsetzten Gedankenlosigkeit, rief jemand laut und scharf Erwins Namen. Er verhallte dumpf in Marthas Schädel, der im Bersten begriffen schien, und sie erkannte vage die Stimme ihres Vaters. Augenblicklich lockerte Erwin seinen Griff, ließ Martha aber nicht los. Noch immer im Wahn, starrte er sie mit seinen weit aufgerissenen Augen an, während sich seine verzerrte Fratze langsam entspannte und einem dümmlichen Grinsen wich. Endlich gab er ihren Kopf frei und drehte sich zu Gottlob um, den Martha nun in der Tür stehen sah.

»Gottlob«, sagte er dann ruhig und richtete sich auf, »deine Martha, auf die würde ich besser aufpassen. So schöne, lange Zöpfe, wie die hat. Die sieht ja aus wie die Anna.«

Der runde, haarlose Kopf des Vaters glühte rot wie der Schmelzklumpen an einer Glasbläserpfeife. Er trat aus der Tür in den Schlachtraum und gab den Weg frei für den großen, steifen Kopfschlächter. Erwin, der Signale nicht nur senden, sondern auch lesen konnte, lenkte ein und stapfte über die blütenweißen Kacheln hinüber zur Tür. Vor dem Vater baute er sich auf, das breite Kreuz durchgedrückt, und richtete sich die Hosenträger. Er hätte dem kleinen, zehn Jahre älteren Gottlob auf den Kopf spucken oder noch ganz andere Sachen mit ihm machen können, das wussten sie alle beide. Trotzdem giftete Gottlob drauflos, zischte Worte, die Martha nicht verstand. Erwin ließ es stoisch über sich er-

gehen und glotzte stumm Löcher in die Luft. Schwer zu sagen, ob er überhaupt zuhörte. Als Gottlob endlich fertig war, verharrten sie einen Moment lang schweigend und starrten einander an. Da lachte Erwin laut auf, klopfte dem Kleinen auf die Schulter und verschwand hinüber in den Gastraum, auf einen starken Klaren.

Gottlob atmete tief durch. Das weinende Töchterchen ratlos anblickend, überlegte er, was nun zu tun war. Zuerst einmal hob er die Puppe auf, die mit dem Gesicht nach unten auf dem kalten Boden des Schlachtraums lag. Dann nahm er das zitternde Kind auf den Arm, reichte ihr das Stoffspielzeug und versuchte sich als Tröster. Doch was sollte er ihr sagen? Etwa, dass Erwin ihr nie wieder wehtun würde? Das konnte er wohl kaum versprechen.

Spät am Abend, ein Sturm rüttelte an den Fensterläden, fand Martha ihren Vater in der Werkstatt, wo er seine Flinte reinigte, wie er es von Zeit zu Zeit tat. Mit einer Schürze bekleidet, stand er im Licht der Petroleumlampe an seiner Werkbank, das Laufbündel vorsichtig in den Schraubstock gespannt, und führte die kleine Nylonbürste ein. Still sah sie ihm zu, war gerührt von seinen liebevollen Berührungen des kalten Metalls, von der Sorgfalt, mit der er das Öl und das Fett abwischte. Überhaupt, so fand sie, ist ein Gewehr ein sehr aufregender Gegenstand. Ob er sie wohl einmal damit schießen ließe? Natürlich nicht auf ein Tier, sondern einfach nur so, zum Vergnügen.

»Warum reinigst du schon wieder die Büchse?«, fragte sie schließlich. »Das hast du doch erst gestern getan. Hast du heute etwas geschossen?«

Mit prüfendem Blick den gefetteten Vorderschaft einsetzend, antwortete er, ohne sie anzusehen: »Ja, ich musste

einen Fuchs erschießen, er hing in der Falle. Der Lauf war gebrochen.«

Martha nickte verständnisvoll, obwohl sie solche Dinge erschütterten. Ihr Vater sprach davon, als sei es ganz normal. Als habe er dem Fuchs damit einen Gefallen getan. Eigentlich wollte sie ihn aber etwas anderes fragen, den ganzen Tag schon. Es ging um eine Sache, die Erwin gesagt hatte und die ihr seitdem nicht aus dem Kopf ging. Und zwar über Anna. Erwin hatte nämlich behauptet, dass sie, Martha, genauso aussehe wie die Anna. Ob das wahr sei? Sie hatte lange gezögert, der Vater sprach nicht gern über Anna, wurde dann erst wortkarg und schließlich ekelhaft.

»Alle Kinder gleichen ihren Eltern«, sagte er nur. Martha wusste, das stimmte nicht, wollte aber nicht widersprechen. Stattdessen wagte sie sich weiter vor: »Also sehe ich so aus wie die Mama?«

Da legte Gottlob den fettigen Lumpen zur Seite und betrachtete sie über seine Brillengläser hinweg. Er bot einen lustigen Anblick mit den Schweißperlen auf der Glatze und den Ölflecken im Gesicht.

»Deine Mutter hatte blaue Augen und strohblondes Haar. Du hast meine braunen Augen, und dein Haar ist dunkelblond, fast braun.«

Martha verstand, was das bedeutete. Erwin hatte nur geredet. Sie alle redeten nur, hier im Dorf, immer und immerzu. Sagten Dinge, die nicht stimmten, nur um einander wehzutun. Sie würde so etwas nie machen, das schwor sie sich. Niemals.

»Dein Näschen allerdings«, fuhr der Vater mit einem ungewohnt schelmischen Grinsen fort, während er sie an der Nase packte, »dein Näschen und dein Mund, und überhaupt

dein Gesicht, und auch die glänzenden, langen Zöpfchen. Da denke ich manchmal, ich sehe die Anna. So schön wie sie bist du allemal. Und wenn du groß bist und nach Murrhardt ins Krankenhaus fährst, um ein Kind zu bekommen, dann werden die Ärzte denken: »Na, gibt es denn das, schon wieder die Anna. Die Anna mit ihrem Vierten!«

Es war gut gemeint, aber nicht sehr geschickt. Von Anna und dem Kinderkriegen zu sprechen, das beschwor keine schönen Bilder herauf. Bis dahin hatte Martha sich nie Gedanken darüber gemacht, dass auch sie selbst eines Tages auf der Krankenbahre liegen, Schmerzen haben und vielleicht sterben musste. Nun allerdings kroch eine diffuse Angst in ihre jungen Glieder. Sie gab Gottlob einen flüchtigen Gutenachtkuss, stieg eilig die Treppen hinauf in ihr Zimmer und legte sich ins Bett zu ihrer Puppe, wo sie an diesem Abend noch lange wach lag und ungewohnten Gedanken nachhing, die um Babys, Gewehre, Füchse mit gebrochenem Lauf und Kopfschlächter kreisten. Auch Gottlob konnte noch nicht schlafen. Nachdem er die Büchse zusammengesetzt und sich gewaschen hatte, stellte er sich in die Küche, sah aus dem Fenster in die unnatürlich gefräßige, horizontlose Finsternis einer Nacht, die auf einen durchlittenen Tag folgt, und begann zu trinken.

Der nächste Morgen brachte Schneeregen, eisige Kälte und einen Schrei. Dieser entsprang einem kleinen Schuppen abseits des Dorfes, von wo er sich einen schlammigen, glitschigen Pfad hinaus aus dem Dunkel des Hochwaldes suchte und auch fand. Dann erklimm er den grasigen Hang hinauf zur Sackgasse im Erlenweg und folgte diesem, bis er schließlich den Rillingsweg erreichte, wo er lange und klirrend verharrte, als sei er eingefroren. Der Schrei blieb nicht

lange allein, er wurde gejagt von Elisabeth, deren nachfolgende Schreie sich mit dem Urschrei vermengten.

»Die späteren Schreie klangen kraftlos«, ergänzt Frieder, offenbar hat Martha nicht das Monopol auf diese Anekdote.

»Blödsinn«, erwidert Hilde, aber ohne Nachdruck, mehr, als gehörte es eben an diese Stelle der Geschichte, quasi pro forma. Der Chronist blickt sich neugierig um, doch es geht keine Regung durch die müden Glieder. Alfred, sich schwerfällig auf der Theke abstützend, scheint in Gedanken versunken, man kann bloß erahnen, woran, ob er nach vorne spult oder zurück, er weiß genau, was kommen wird und was gewesen ist. Martha blinzelt den Chronisten ungeduldig an und fährt fort.

Natürlich war es einer dieser Tage, über die später jeder etwas zu sagen weiß, an denen jeder ein Chronist ist, was dem Experten seine Aufgabe empfindlich erschwert. Jeder erinnert sich noch genau, wo er war und was er getan hat, und jeder hat ein persönliches Detail zu der umfassenden Erhabenheit der Tragödie beizusteuern. Über Rillingsbach lag eine flirrende Atmosphäre, welche die Menschen zur Teilnahme am Drama dieses Tages zwang, und man hörte es knistern.

Auf dem Fensterbrett seiner Dachgeschosswohnung im Rillingsweg stand der einstige Dorflehrer Mangelhardt und glotzte sich die Augen aus dem Kopf. Die Frage, ob er wirklich springen wollte oder nicht, stellt der Chronist erst einmal zurück – damals wurde natürlich ausgiebig diskutiert, der zeitgleiche Ablauf mehrerer außergewöhnlicher Ereignisse, die Synchronität derselben, zeichnet solche Tage schließlich aus. In jedem Fall hätte der Schreck beinahe das Übrige besorgt.

Er lehnte sich weit aus dem Fenster und sah die kreischende Elisabeth die Straße heraufstürzen.

»Was schreiest du denn so, Elisabeth? Why do you yelling?«

Da wurden ihre Schreie wieder lauter und spitzer.

»Wie auf Bestellung«, fügt Frieder hinzu, den Kopf ruckartig hebend. Der Chronist nickt ihm zu, es ist vermerkt.

Hilde schüttelt wortlos den Kopf, und auch das entgeht dem Chronisten nicht.

Elisabeth versuchte verzweifelt, sich verständlich zu machen, doch was immer sie sagte, es ging unter im Gewirr der Schreie ihrer sich überschlagenden Stimme.

»Nun beruhige dich doch, Mädchen«, rief Alfreds burschikose Mutter Elsa, die mittlerweile ebenfalls aufgeschreckt und an ihr Küchenfenster getreten war, um die Ereignisse auf der Straße zu verfolgen. Auch in den Nachbarhäusern öffneten sich nach und nach die Fenster.

»Erzähl uns einfach, was passiert ist!«

»Erwin!«, schrie Elisabeth endlich, und ein Raunen war zu vernehmen, obwohl ohnehin kaum jemand bezweifelt haben dürfte, dass Erwin auf die eine oder andere Weise der Verursacher dieser Schreie war.

»Im Schuppen«, fügte Elisabeth schließlich tonlos hinzu und sank weinend auf den nassen Schotter nieder.

Einige Männer, darunter auch Gottlob, stolperten bereits hinaus auf die Straße, streiften sich im Laufen ihre Regenmäntel über oder schlüpfen, auf einem Bein springend, noch in den zweiten Gummistiefel. Sie rannten den Rillingsweg und den Erlenweg hinab zu dem kleinen Pfad, auf dem sie der Reihe nach ausrutschten und im kalten Schlamm landeten. Am Schuppen verlangsamten sie ihre Schritte.

»Was glaubst du, was hat der Idiot diesmal angestellt?«,